

## Kapitel 1

Wir hatten die lange Lasterfahrt für heute endlich hinter uns. Man hat den Fahrern im Führerhäuschen angesehen, wie froh sie waren, nicht mehr durchgehend das Rütteln des Motors unter ihren Sitzen zu fühlen. Sie schienen eine ruhige Unterhaltung zu führen, aber leider konnte ich nichts verstehen, da ich nicht, wie Yoba, Hausa sprechen kann. Allmählich senkte sich die Sonne und Yoba und ich suchten uns, zusammen mit Mary, einen Platz zum Schlafen. Wir fanden eine kleine Mulde hinter einem der Felsen dort, so dass wir vor der Witterung geschützt waren. So gingen wir schlafen, Mary mit ihrem Baby fest an sich gedrückt, Yoba, der vor Müdigkeit fast direkt einschlief, und ich, der vor Aufregung gar nicht schlafen konnte, obwohl ich von dem langen Weg in der Sonne ganz erschöpft war. Ich musste durchgehend daran denken, was Babatunde und seine Freunde uns von der Reise nach Europa erzählt hatten. Wenn die Reise durch die Wüste schon so an mir zerrte, wie sollte das dann erst auf dem Boot, mit dem wir das Mittelmeer übersetzen sollen, werden? Also war ich noch ewig wach, erstarrt in meinen Gedanken. Langsam fing ich an zu bereuen, vorm Schlafen gehen noch zu trinken, weil ich jetzt dringend aufs Klo musste. Ich hatte Angst, mich kurz von der Gruppe zu trennen und mich hinter den Steinen zu verlaufen, auch wenn alle schliefen. Wenn ich die letzten Tage auf der Fahrt etwas gelernt hatte, dann war das, dass diese Einöde überall gleich aussieht und es einem Wunder glich, wie die Fahrer uns navigieren konnten. Plötzlich hörte ich Yobas Stimme, gedämpft. Man konnte ihn von hier, ein paar zehn Meter weg, auf der anderen Seite des Felsens fast gar nicht verstehen. Er schien etwas zu rufen, es klang fast wie mein Name aber ich dachte, er würde bestimmt verstehen, dass ich nur kurz auf Klo war, also machte ich mir

nichts daraus und beeilte mich einfach ein bisschen mehr. Schließlich war ich neugierig, was er so spät abends noch wissen wollte.

Als ich schließlich zurückkehrte war Yoba auf einmal verschwunden. „M-M-Mary? Wo Yoba?“, stammelte ich leise, als ich bemerkte, dass Mary fast noch wach war. In ihrem Halbschlaf stammelte sie: „Yoba hat dich gesucht.“ Überstürzt von Gedanken stand ich in der Dunkelheit. „Was wenn Yoba jetzt nicht mehr zurückfindet? Was wenn Er jetzt verzweifelt nach mir sucht?“. Ich wollte mich aber nicht mehr auf die Suche nach ihm machen, da ich nicht nochmal riskieren wollte, verloren zu gehen. Außerdem hatte ich Vertrauen in meinen Bruder, er würde bestimmt von allein wieder zurückfinden. Von unüberwindbarer Müdigkeit schlief ich innerhalb von lediglich einer Minute ein und schlief tief durch die klare Nacht. Das Letzte, an das ich dachte, war Yoba. Ich konnte nur hoffen, dass er nachts von allein wieder zurückfand.

Ich schlief so fest, dass ich am nächsten Morgen von Mary wachgerüttelt wurde. Sie hatte bereits ihre Sachen gepackt und sich abreisefertig gemacht, schließlich hatte der Libyer sich bereits in sein Führerhäuschen gesetzt und vorher die Ladefläche geöffnet. Die Sonne stand jetzt schon hoch am Himmel, obwohl es erst früh am Morgen war. Von Yoba war immer noch keine Spur. Es schien aber niemanden zu interessieren, dass wir meinen Bruder verloren hatten. Noch nicht mal aufgefallen ist es jemandem. Alle schienen nur so wie so beschäftigt mit sich selbst. Noch nicht mal Mary schien sich zu interessieren, aber sie hatte auch einen guten Grund. Ihr Baby war offensichtlich krank, denn es schrie und schrie, als ob es kein Morgen mehr gäbe. Mary wand sich, nachdem sie mich geweckt hatte, direkt von mir ab und kümmerte sich um ihr Kind. Ich konnte ein paar Schweißperlen auf der über überroteten, kleinen Stirn erkennen, vielleicht hatte es ja Fiber.

Schnell drängten sich die Menschen auf die viel zu kleine Ladefläche des Lasters. Der zweite Fahrer war bereits auf seinem Platz und hatte die Türe verschlossen, während der andere gerade den Motor anschaltete. Mary fand uns ein kleines Plätzchen an der von Wasserkanistern bedeckten Wand, die uns ein bisschen Schatten unter der sengenden Sonne boten.

Sie stand da, angelehnt an einer Stange Metall von der Ladefläche, während sie langsam ihr mittlerweile schlafendes Baby wiegte. Immer noch war es rot wie Bolle und keuchte leise in seinem Schlaf. Ich war am überlegen, ein bisschen Wasser aus unseren Kanistern zu opfern, um ein Stück von unserer zweiten Decke nass zu machen. Das hätte Mary über die Stirn ihres schlafenden Kindes legen können, was hoffentlich helfen würde. Nach nicht allzu langem Überlegen machte ich mich daran, nach außen zu klettern und unseren Kanister abzubinden. Für eine Sekunde spürte ich den leichten Fahrtwind an meinem Kopf und da packte es mich, ich war frei. Gerade noch kam mir dieser Gedanke, so schnell verflog er sich wieder im Wind. Der Lastwagen schüttelte, weil wir durch eine kleine Senke über einen Stein fuhren. Plötzlich spürte ich, wie Mary leicht von innen meinen Fuß berührte. „Was machst du Chi-Chi?“, wollte sie wissen. „Warte“, dann bin ich weiter hochgeklettert und habe den Kanister geöffnet. Erst jetzt fiel mir auf, dass das mit der Decke eine schlechte Idee war, schließlich kann man ja nicht einfach ein kleines Stück abschneiden und nehmen. Also opferte ich schweren Herzens ein Stück von meinem eh schon fast zerrissenen Fußballtrikot. Aber ich wusste, dass es das wert war. Sobald ich ein nasses Stück hatte, kam ich wieder runtergeklettert. „Au“, murmelte ich, da ich an unserer Tasche mit Essen festhängen blieb. Ich musste wohl in irgendein Metall getreten sein, was unter der Tasche war. So drückte ich Mary direkt den Fetzen in die Hand.

Sie staunte mich sprachlos an. „Danke!“, sagte sie und lag das Tuch hastig auf ihr Baby.

Die Zeit schien wie im Flug zu vergehen. Gerade eben noch stand die Sonne senkrecht und der Laster hatte keinen Schatten im Sand, aber jetzt schon färbte sich der Himmel langsam rot. Hoffentlich waren wir bald da, weil auch wenn die Zeit bis jetzt so schnell verging, war das andauernde Wackeln von der Überfahr über Steine extrem unangenehm. Beeinträchtigen ließen sich die anderen Mitfahrer davon aber erst recht nicht. Ganz im Gegenteil herrschte eine rege Stimmung. Die Menschen unterhielten sich in allen möglichen Sprachen. Von dem was ich verstehen konnte, war jeder froh, dass wir so gut vorankamen. Ein paar Männer spielten Karten während andere von ihrer bisherigen Reise durch Afrika erzählten. So schön die die Atmosphäre doch war, musste ich immer und immer wieder an Yoba denken. Ich kann mich noch ganz genau erinnern, wie wir in Agadez von dieser Straßenbande beklaut wurden. Die Schuhe, die Yoba mir gekauft hatte und sein Gri-Gri, was er von Anthony bekommen hatte. Hoffentlich würde ihm das jetzt kein Unglück bringen, nie hätte er das weniger brauchen können als jetzt. Ich wollte einfach nicht die Hoffnung aufgeben, ich wollte nicht wahrhaben, dass ich meinen Bruder nie wieder sehen würde. Daran konnte ich gar nicht denken. Ich brauchte Yoba und daran führte kein Weg vorbei. Ich würde es vielleicht bis zum Meer schaffen, aber was dann? Babatunde und seine Freunde wären ganz bestimmt nicht da und selbst wenn, würde man sie gar nicht finden. Außerdem hatte ich fast kein Geld mehr und das Essen wurde auch langsam schon knapp. So war mir klarer denn je, ich muss irgendwie wieder zu meinem Bruder finden. Währenddessen machte im Laster das Gerücht die Runde, dass wir bald für die Nacht anhalten würden und die Fahrer lediglich nach einem guten Platz dafür schauen.

## Kapitel 2

Die Fahrt für den Tag näherte sich nun dem Ende zu. Die Fahrer sahen auch schon aus, als würden sie bald vor Erschöpfung umkippen und die anderen Passagiere waren auch schon an ihrem Limit. Endlich konnten Mary und ich den Laster verlassen. Dieses Mal waren wesentlich weniger Felsen in der Gegend und der Sand reflektierte die Sonne nur noch mehr, was die Hitze nur noch unerträglicher machte. Es scheint, als wären alle Passagiere heilfroh, den Laster wieder verlassen zu können. Viele von ihnen haben, genau wie wir, kaum noch Essen.

Wir mussten ein paar Minuten suchen, bis wir schließlich eine kleine Mulde im Boden fanden, in der wir unsere Decken ausbreiten konnten. Als ich dann in unseren restlichen Vorrat an Essen blickte, konnte ich es kaum fassen, aber ein nicht zu übersehender Teil unseres Essens ist durch ein Loch hinausgefallen, das entstanden ist, als ich vom Dach des Lasters hinuntergestiegen bin. Ein Großteil wurde zwar schon von anderen Passagieren aufgesammelt, aber mir gelang es noch zwei Dosen mit getrockneten Datteln zu sichern, die auf der Ladefläche herum gerollt sind. Jetzt erst bemerkte ich, wie sehr unsere Chancen, nach Europa zu gelangen, gesunken waren. Unser Geld war mit Yoba verschwunden und unser verbleibendes Essen war auch nicht mehr viel. Wie sollten wir es nur jemals nach Europa schaffen. „Ach egal, jetzt muss ich es erst einmal aus dieser Wüste hinausschaffen!“, redete ich mir immer wieder ein. Ich ging zurück zu Mary, verstaute eine der Dosen mit Datteln und öffnete die andere. Ich hielt Mary die Dose anbietend hin und sie griff sogleich zu. Irgendwie machte es mich zumindest ein wenig glücklich, Mary das Essen genießen zu sehen. Ich selbst aß nur den kleineren Teil der Datteln, aber Mary braucht ja noch ein paar für ihr Baby. Nun, da es schon fast stockdunkel war, konnten wir uns endlich

schlafen legen. Sobald mein Kopf den Boden berührte, überkam mich meine Müdigkeit wieder und ich konnte in den letzten Momenten noch Mary schluchzen hören.

In der Nacht fing ich dann irgendwann an zu träumen. Zuerst konnte ich nur den Motor des Lasters hören und seine Vibrationen spüren, doch allmählich begann ich etwas sehen zu können. Es war Yoba der vergeblich zwischen den Felsen entlang stolperte. Ich wollte ihm zurufen, dass er herkommen sollte, doch ich konnte keinen einzigen Ton von mir geben. Als ich dann zu ihm rennen wollte, bemerkte ich, dass ich mit Händen und Füßen an den Laster gebunden war. Als ich mich nach vorne umdrehte sah ich im Führerhaus nur einen Mann, der lachte und von dem ich spüren konnte, dass er der Onkel aus HAMBURG war. Zuletzt konnte ich noch einen Angstschrei von mir geben, zu dem sich Yoba umdrehte.

Plötzlich wachte ich auf, völlig außer Atem und schweißgebadet. Ich blickte um mich, doch sonst schlief noch jeder und es war dunkel. Um wieder einschlafen zu können, musste ich mir immer wieder klarmachen, dass das gerade eben nur ein Traum war.

## Kapitel 3

Als ich dann am Morgen aufwachte, waren schon fast alle wach, ich war aber nicht der Letzte. Mary und ich eilten schnell zum Laster, wo wir uns zum Glück wieder akzeptable Plätze sichern konnten.

Nach einer etwas kürzeren Fahrt als sonst kamen wir gern Nachmittag in einer Stadt namens Dirkou an. Mary meinte: „Die Fahrer werden hier wahrscheinlich neuen Treibstoff für den Laster einladen.“ Ich nickte ihr zu und wir verließen den Laster gemeinsam mit allen anderen Reisenden. Man konnte ihr ansehen, dass sie dringend aufs Klo musste, schließlich stand sie auf dem Laster ganz verschränkt da. Wir saßen zusammen mit diversen anderen Passagieren am Laster warteten, bis die Fahrer mit Benzin zurückkamen.

Kurze Zeit später kamen zwei libysche Soldaten mit ihren Maschinenpistolen, um uns zu kontrollieren. Wir mussten uns in eine Reihe stellen, mit allem, was uns gehörte. Ich war vor Mary dran. Sie beäugten ganz genau Yobas Tasche. Ich betete, dass sie mir nicht noch die letzte Dose Datteln abnehmen, weil sonst hätte ich für die restliche Weiterfahrt kein Essen mehr übrig. „Geh weiter Kleiner!“, war das Einzige, was sie mich wissen gelassen haben. Glück gehabt, jetzt war mein Essen nicht verloren.

Dann war Mary an der Reihe. Sie hatte ganz gezittert vor Angst, die Soldaten würden ihrem Baby oder ihr etwas antun. Sie schauten auf und ab an ihr, sie waren bestimmt anderthalb Köpfe größer als sie. Schließlich stießen sie sie zu Boden und zerrten sie mit sich. Sie schrie und heulte über den gesamten Platz. Ihr Baby weite in ihrem Arm, sie versuchte kläglich es mit sich zu ziehen. „Mary!“, schrie ich, aber die Soldaten warfen mir nur „Halts Maul!“ zu. Ich schrie ihr weiter hinterher aber nicht, dass das irgendetwas bewirken würde. Sie zerrten ihr und ihr Baby in ihre Baracke auf der anderen Seite der Straße.

Ich wollte gar nicht wissen was sie dort mit ihr anstellten. In Schock standen wir auf dem Parkplatz nebeneinander und schauten uns ungläubig an. Diese Zollsoldaten sind echt skrupellos, solche Schweine.

Von unseren Fahrern jedoch war weit und breit keine Spur. Vielleicht waren sie ja in einem Lokal in der Nähe aufzufinden, was mich nach so einer Fahrt nicht beeindrucken würde. So gerne ich auch Mary und ihrem Baby helfen wollte, wusste ich genau, dass ich gegen so ein paar Soldaten nichts anrichten konnte.

Langsam trennte sich unsere Gruppe und jeder fing an, selbst oder mit seinen Freunden und Bekannten auf in die Stadt zu machen. Schließlich wollte niemand auf unbestimmte Zeit hier sitzen bleiben, solange sie nur kurz in der Stadt sein würden, werden sie ja auch schon keine Abfahrt verpassen. Also machte ich mich auch auf durch die Stadt. Ich sah ein paar Kinder, die vor ihren Häusern Fußball spielten oder zwei alte Rentner, die gemütlich unter einem großen Bananenblatt saßen und Tee tranken. Nach einer Weile fand ich ein paar Autoreifen im Schatten einer Werkstatt, auf die ich mich setzen konnte.

Ich musste erst mal verkraften, was mir gerade passiert ist. Was wenn die Soldaten Mary oder ihrem Baby etwas antun. Oder was, wenn sie gar das Baby aus Skrupellosigkeit heraus töteten? Das waren nur zwei von vielen Fragen, die mich plagten, aber wenn ich jetzt Mary und meinen Bruder Yoba verloren hatte, war meine Reise hier so gut wie vorbei. Es musste mehr als ein Wunder geschehen, damit ich Babatunde und seine Freunde wieder traf, und selbst wenn, was würde dann mit mir ohne Geld, Essen und Landeskunde passieren?

Ich konnte nicht lange über meine Probleme nachdenken, bis ich plötzlich von einem Anblick aus meinen Gedanken gerissen wurde. Während ich dasaß, und meinen Monolog führte, hatte ich ein bisschen entfernt Mary entdeckt, wie sie

halbnackt und blutig im Schatten eines der aus Wellblech gebauten Häuser saß und mit ihrem Baby im Arm wimmerte. Sofort rannte ich zu ihr hin, so schnell wie ich nur konnte. Es war nicht sehr weit, nur vielleicht 50 Meter in einer Richtung, aber es fühlte sich so lange an. Da saß sie, in Schock, komplett desillusioniert und weinte. Ihre Kleidung war zerrissen und ihr fehlte ihr langes Tuch, was sie immer anhatte. Ihr Baby lag regungslos in ihrem Arm. Ich konnte getrocknetes Blut überall in seinem Gesicht sehen, was alles von einer großen Wunde am Kopf kommen musste. Mary selbst sah auf keinen Fall besser aus. Auch sie blutete an mehreren Stellen.

Sie schrie mich zu allem Übel mit ihrer letzten Kraft an. „Warum hast du mir nicht geholfen!? Schau dir an was jetzt passiert ist!“. Sie hielt mir ihr Baby entgegen, jetzt konnte ich klar erkennen, dass die Soldaten es totgeschlagen hatten, als sie Dinge mit Mary angestellt hatten. Dann packte sie mich. „Chi-Chi hilf mir doch, du kannst mich jetzt doch nicht einfach so hierlassen!“. Hastig nickte ich ihr zu, irgendjemand würde uns doch bestimmt helfen. Ich nahm sie bei der Hand und machte mich auf die Suche nach jemandem, der ein bisschen Hilfe leisten konnte. Mary war komplett in Schock. Sie war völlig verrückt geworden. Wir wanderten zusammen durch die Straßen, sie schreiend, ohne irgendwen in Sicht, der ihr helfen konnte. Nach ein paar Minuten drehte sie sich zu mir um und entschied sich anders. „Weißt du was!? Vergiss es einfach, warum solltest du von allen Leuten mir helfen können? Was weißt du schon!?“ , schrie sie mir ins Gesicht. Mit einem leichten Stoß warf sie sich von mir weg an eine Mauer am Bürgersteig. In Trauer vergrab sie ihr Gesicht wieder im Handtuch, in dass ihr Baby eingewickelt war, und schluchzte weiter.

„Chi-Chi“ schallte es mir laut vom anderen Straßenrand zu. „Chi-Chi bist du es? Warum bist du allein?“.

Es war Babatunde, ich hatte ihn seit wir in Agadez losgefahren sind nicht gesehen. Schnell kam er zu uns herüber. Er nahm mich in den Arm ohne Mary, die mittlerweile ein paar Meter von mir weg war, einen Blick zu schenken.

Er nahm mich mit, „Komm, ich bring dich zu Sunday und dem Rest von uns!“

„Mary...“, stotterte ich zu ihm. „Meinst du sie?“, fragte er und zeigte auf sie. Ich nickte.

„Wir können nicht, Es geht Maurice wieder nicht gut, wir müssen uns schon um ihn kümmern. Außerdem haben wir gar keine Zeit mehr, unser Lastwagen fährt morgen früh und die Sonne steht schon am Horizont.“

Ich brachte nur ein nuschelndes „Mhm“ über die Lippen, während er mich von Mary weg zu den anderen führte.

Ich wusste nicht, ob ich mich mehr hätte anstrengen sollen, Mary zu helfen oder es wichtiger war, mich in Sicherheit vor dieser undankbaren Stadt, in der ihr so wie so niemand Hilfe anbieten würde.

Die Freunde hatten sich abseits der Straße in einem kleinen Garten niedergelassen und genossen die zur Abwechslung entspannende Zeit.

„Hey Chi-Chi, wo kommst du her?“ entgegnete mir Kutu, als er mich sah. „Ich habe ihn auf dem Weg vom Parkplatz mit einer Verrückten gefunden und ihn mitgebracht. Er kommt morgen mit uns mit auf den Laster. Oder?“, wand er sich zu mir zu. Ich nickte entschlossen.

## Kapitel 4

Nach einiger Zeit ohne, dass irgendetwas Besonderes auf unserem Weg zum Hafen passierte, veränderte sich nun endlich die Straße. Anstatt nur lose Reifenspuren verwandelte sich der Boden nun zu einem dünnen, festgefahrenen Weg. Dadurch konnten wir zwar etwas schneller fahren, doch der Weg staubte nur wesentlich mehr als zuvor. Ein paar der Passagiere begannen zu husten, während andere sich ihre Oberteile über den Mund zogen. Sie hatten Recht, es war wirklich manchmal nicht auszuhalten. Schließlich wurde uns durch den Fahrtwind der Sand auf der Ladefläche direkt ins Gesicht geblasen. Mir blieb auch nichts mehr anderes übrig als mir mein dünnes Fußballtrikot über den Kopf zu ziehen. Es wurde schon Mittag, als ich einen salzigen Geruch in der Luft bemerkte. Aus Yobas Erzählungen wusste ich, dass dieser Geruch vom Meer stammen musste. Allein über meinen Bruder nachzudenken, füllte mich wieder mit Traurigkeit. Nach ein paar weiteren Stunden Fahrt kamen wir in Sichtweite des Meeres. Es war wunderschön und erstreckte sich noch viel weiter, als ich es mir je hätte vorstellen können. Der Salzgeruch war mittlerweile schon so stark, sodass man ihn nicht mehr ignorieren konnte. Nachdem wir ein paar Kilometer von der Stadt entfernt hielten, wollte ich direkt losrennen, doch Babatunde hielt mich zurück. Danach meinte er noch, wir müssten warten bis andere Gruppen gestartet wären, bevor wir loskönnten. Als ich dann noch fragend, „Boot?“, sagte, meinte Babatunde: „Sorry Kleiner, wir haben nur genug Geld für unsere eigenen Boottickets. Du wirst wohl auf die sichere Rückkehr deines Bruders hoffen. Aber jetzt komm erstmal, wir gehen.“ Babatunde, ich und die anderen gingen schließlich als eine der letzten Gruppen los. Als wir dann endlich in Zuwarah ankamen war es zwar schon Nacht, aber die Straßen waren noch mit Licht erfüllt und die Luft war leicht warm. Wir irrten

zunächst einmal eine Stunde umher, bis wir ein kleines, beschütztes Gässchen fanden und uns dazu entschlossen, hier die Nacht zu verbringen.

Wir teilten unser Essen auf und waren alle heilfroh, dass wir eine weitere Etappe geschafft hatten. Ich steuerte ein paar getrocknete Mangos bei, während die Gruppe ein Stück Brot zur Feier des Tages aufteilte. Nachdem wir fertig gegessen hatten, rollten wir uns auf dem schmutzigen Boden in unsere Decken ein und versuchten zu schlafen. Es war zwar etwas schwer, sich wieder an das Licht und die Wärme zu gewöhnen, aber nach wenigen Minuten schliefen wir schon alle.

Am nächsten Morgen weckte mich Kutu schon früh. Es war hier alles so ungewohnt, man konnte die Möwen zwitschern hören und bei jedem neuen Atemzug roch man die frische Seeluft. Wir setzten unsere Suche, nach einer guten Unterkunft weiterhin fort, während Maurice sich in der, von uns bisher genutzten Gasse, ausruhte und Kutu alle paar Stunden nach ihm blickte. Der erste Tag unserer Suche war leider vergeblich, wonach wir auf die Idee kamen, einmal am Rande der Stadt nachzusehen. Dies erwies sich schnell als sehr guter Vorschlag, da wir schon nach zwei Stunden, des eifrigen Suchens, auf eine alte und verlassene Kläranlage stießen.

## Der Schrei des Löwen-Prequel

### 1.

Die Sonne kitzelte meine Wangen, es war Samstag Vormittag und ich würde in einer halben Stunde bei Yamari die Schafe hüten. Mein Vater vermietete mich oft als Hirte an andere Stammesmitglieder und so verdiente ich ein wenig für die Familie dazu. Unter der Woche ging ich zur Schule, von früh morgens bis zum Mittag und den Rest des Tages kümmerte ich mich um meinen kleinen Bruder Chi-Chi, aber es war Wochenende und ich verbrachte den ganzen Tag mit Chi-Chi.

Diesmal nahm ich ihn mit zum Schafe-Hüten. Vielleicht regte das ihn an etwas zu sagen, denn er schwieg die meiste Zeit über und war ein wenig merkwürdig, aber das machte nichts, denn ich hatte ihn trotzdem lieb.

Ich merkte, dass es Zeit war aufzustehen und ich machte mich fertig. Als ich aus meinem Zimmer kam begrüßte mich meine Mutter, Naiobi, herzlich, sie hatte bereits Essen für uns vorbereitet und mein Vater Tsuka kümmerte sich zum Glück schon um unser Feld.

Chi-Chi saß schweigend am Tisch. Er starrte aus dem Fenster als wäre es ein Tor zu einer anderen Welt und seine Augen strahlten als würde er in seinen Träumen versinken.

Es gab Jollof Reis mit Süßkartoffeln, ich konnte es aus der Küche riechen. Es wird aus rotem Reis, Tomaten, Zwiebeln, Süßkartoffeln, Pfeffer und ein paar Gewürzen zubereitet. Kaum war das Essen auf dem Tisch schlangen Chi-Chi und ich es hinunter. Es war so köstlich, aber musste warten bis zum Abend um wieder so was leckeres zu essen. Ich zog mir also meine Schuhe an, half Chi-Chi mit seinen und schon waren wir draußen.

Überall sah man die schönen Lehmhäuser unseres Dorfes, die Frauen und Mädchen gekleidet in bunten Gewändern und die Männer und Jungen in weißer Kleidung. Alle aus dem Dorf waren auf dem Weg zur Arbeit. Die einen bestellten das Feld, die anderen

gingen Jagen und brachten Fleisch ins Dorf und die nächsten kümmerten sich um das Nutzvieh. Wir waren schon spät dran also rannten wir los um Yamari noch rechtzeitig zu erreichen.

Da stand er, der beste Hirte des Dorfes und wir waren verantwortlich für seine Schafe. „Hallo Yoba, geht es dir gut? Wie ich sehe hast du Chioke mitgebracht. Pass nur auf, dass er nicht wegrennt“ rief der alte Greis lachend.

Ich fand es nicht so witzig aber ich ignorierte den Witz und antwortete: „Hallo Yamari, wie geht's dir?“. „Mir geht es gut, die Schafe sind bereit auf die Weide geführt zu werden und lass sie nicht aus den Augen, sie sind das wertvollste, was wir haben“ grummelte der alte Hirte. „Das verstehe ich und Chi-Chi auch“ meinte ich fröhlich.

Er führte uns nun zu seinen Schafen. Sie sind die einzigen Schafe die wir in unserem Dorf haben. Ich hatte sie schon mehrmals auf die Weide gebracht und auf sie Acht gegeben, aber wusste nicht genau wie viele es waren, aber zählte, dass es ca. 40 gewesen sein mussten.

Wir nahmen dann also die Schafe mit auf die Weide die sich abseits des Dorfes befindet. Dort beobachtete ich die Schafe ganz genau um sicher zu gehen, dass keins von ihnen verschwindet. Doch dann schaute ich mich um, und ich konnte Chi-Chi nirgendwo finden. Schweißperlen bildeten sich auf meiner Stirn und mein Herz begann zu Rasen. Was hätte ich getan, wenn er weg ist. Ich guckte noch einmal auf die Schafe und sie waren noch vollständig, also ging ich auf die Suche. Nach einer Weile wurde ich immer nervöser und mein Herz raste immer schneller.

Doch dann sah ich ihn und ein riesen Stein fiel mir vom Herzen, an dessen Stelle ich Erleichterung und Freude fühlte. Er lag auf einer Wiese, diese war voll mit Blumen und er starrte in den Himmel. Seine Augen waren versunken in die riesigen Wolken und den Schein der Sonne. Ich legte mich kurz zu ihm und schaute in das ewige Blau, welches Chi-Chi in seinem Bann hielt. Langsam

fielen meine Augen zu und versuchte die Müdigkeit zu bekämpfen, aber sie hatte die Überhand über mich und ich verfiel dem Schlaf. Ich wachte auf und blickte um mich. Neben mir lag Chi-Chi, welcher immer noch im Land der Träume gefangen war. Ich weckte ihn, doch ein komisches Gefühl bildete sich in mir. Ich hatte das Gefühl als hätte ich etwas vergessen, doch dann hatte ich einen Geistesblitz. Die Schafe!

Ich rannte schon vor und erneut war ich voller Verzweiflung. Was hatte ich getan, wenn die Schafe weg gewesen wären, wenn ich einen der wertvollsten Besitze verliere, den unser Dorf hat. Ich wäre sicher aus dem Dorf geworfen worden. Ich stolperte über die Wiese und da sah ich sie. Zu meiner Erleichterung waren alle Schafe noch da und grasten fröhlich die grünen Wiesen ab.

Nachdem ich noch ein zweites Mal durchzählte, brachten ich und Chi-Chi sie zu Yamari zurück. Dieser war natürlich froh seine Schafe wieder zu sehen und wünschte uns einen wundervollen restlichen Tag.

## 2.

Es war bereits Abend und als wir Zuhause ankamen, aber ich hörte Geschrei aus der Küche, schon bevor das Haus betrat. Ich war erfüllt von Angst, denn ich wusste was passierte. Kaum waren wir im Haus und schon hörte ich meinen Vater schreien. Ich konnte den Alkohol bis zur Tür riechen. Meine Mutter stand weinend in der Küche und ich begann mich machtlos zu fühlen. Was hätte ich tun sollen. Hätte ich in die Küche gehen sollen und meiner Mutter Beistand leisten oder würde ich mich in Gefahr begeben von meinem Vater wieder geschlagen zu werden, dachte ich.

Doch dann klatschte es einmal ganz laut und ich hörte etwas Schweres auf den Boden fallen. Ich konnte mir vorstellen was passiert war, aber ich konnte es nicht fassen, dass mein Vater so etwas tun würde. Dann hörte ich ein zweites Klatschen, ein Drittes, ein Viertes und nach dem Fünften konnte ich es nicht mehr ignorieren und stürmte in die Küche.

Dort sah ich wie mein Vater, meine Mutter, die liebste, netteste und barmherzigste Person auf dieser Welt, verprügelte. Ich rannte auf ihn zu und versuchte ihn zu stoppen. In diesem Moment raste Chi-Chi an mir vorbei und stellte sich zwischen meinen Vater und meine Mutter. „Hör auf Vater, hör auf! Bitte!“ brüllte er.

Doch in seinem Rausch schlug mein Vater auch ihn und schubste ihn beiseite. Mein Herz, begann zu rasen und Wut baute sich in mir auf. Ich konnte mich kaum kontrollieren vor Zorn und Raserei. Es fühlte sich an als würde mein Herz brennen und zur gleichen Zeit war ich fast starr vor Angst.

Ich rannte auf ihn zu und ich stellte mich zwischen ihn und meine Mutter, doch es brachte nichts. Er schlug mir einmal ins Gesicht und schubste mich beiseite. Ich schaute ihm kurz in die Augen, aber ich konnte meinen Vater nicht mehr erkennen. Der Alkohol hatte ihn so stark beeinflusst. Es kam schon mehr Mals vor, dass mein Vater so betrunken war und mich und meine Mutter auch schon geschlagen hatte, aber ich hätte nicht gedacht, dass er zu so etwas fähig wäre. Ich hätte nie gedacht, dass es so weit kommen

könnte. In mir brannte immer noch die Wut, aber vor allem die Angst vor was jetzt folgte.

Ich hob meinen Bruder auf, brachte ihn in unser Zimmer und setzte ihn auf sein Bett. Er weinte und ich beruhigte ihn kurz, aber meine größte Sorge lag bei meiner Mutter. Ich rannte zu ihr, jedoch sie lag regungslos auf dem Boden.

Ich weinte, ich schrie, denn ich wollte sie nicht verlieren. Im Vergleich zu meinem Vater, vermittelt sie mir das Gefühl geliebt zu werden. In ihrer Nähe fühlte ich mich sicher und geborgen. Ich konnte sie nicht verlieren. Ich schüttelte sie und rüttelte an ihr. Ich hielt sie nach ein paar Minuten nur noch im Arm und schaukelte. Hin und her und hin und her. Plötzlich wachte sie auf und ich war noch nie so froh sie zu sehen. Die Erleichterung, sie nicht verloren zu haben, löste alle Sorgen für einen kurzen Moment und ich war für einen kurzen Moment von Glück erfüllt. Ich weinte, aber war froh sie nicht verloren zu haben.

Sie hatte kaum Kraft, also half ich ihr in ihr Bett, wo sie zusammensackte und einschlief. Ich deckte sie zu und blieb noch kurz bei ihr, aber dachte über das nach was gerade passiert ist und was als Nächstes passieren würde. War mein Vater jetzt weg und würde ihn nie wiedersehen oder würde er wiederkommen, sich entschuldigen und den Alkohol hinter sich lassen.

Besorgt und traurig ging dann zügig zu Chi-Chi, der immer noch weinend auf seinem Bett schaukelte. Ich berührte ihn sanft an seiner Schulter und er erschrak kurz, aber entspannte sich schnell als er mich sah. Ich wusste wie sehr ihm unsere Mutter am Herzen liegt und war mir nicht sicher ob das gut überstehen würde. Ich nahm ihn in den Arm und schaukelte ihn ein wenig, bis er sich beruhigte. Als er sich schlafen legte, blieb ich noch ein wenig neben seinem Bett sitzen, bis er einschlief und ging dann selbst ins Bett.

### 3.

Am nächsten Morgen war alles still. Ich drehte mich um und ich sah, dass Chi-Chi nicht mehr hier war. Ich sprang aus dem Bett und war fertig draußen so schnell ich konnte. Niemand war in der Küche. Es war alles still. Ich ging in das Zimmer meiner Eltern dort fand ich meine Mutter und Chi-Chi vor.

Er saß weinend an ihrem Bett. Sie war noch am schlafen oder so schien es. Sie sah übel zugerichtet aus. Sie hatte blaue Flecken und offene Wunden überall. Sie wachte auf und schaute mir in die Augen. Sie wirkte so schwach und konnte kaum ein Wort rausbekommen.

„Yoba, Schatz, geht's dir gut?“ keuchte sie. Ich wollte sie nicht unterbrechen. „Bitte hol“ ihr Satz wurde durch ihr Husten abgebrochen. „Bitte hole Heilkräuter von Lala!“ beendete sie ihren zuvor unterbrochenen Satz. Sie schloss ihre Augen und schlief wieder ein. Ich schaute Chi-Chi in die Augen und er verstand mich direkt.

Wir machten uns so schnell wie möglich fertig und verließen das Haus. Jetzt, wo vielleicht das Leben meiner Mutter auf dem Spiel stand, wirkte unser Dorf nicht mehr so schön und farbenfroh. Es war so trist und dunkel. Der Anblick stimmte mich eher traurig, als die übliche herzerwärmende Fröhlichkeit die mich erfüllt, wenn ich aus dem Haus gehe.

Wir begannen so schnell wie möglich zu Lalas Haus zu rennen. Sie ist die Dorfälteste und hat alle Heilkräuter, die man die man benötigt.

Auf dem Weg zu ihrem Haus bemerkte ich all die komischen und verurteilenden Blicke. Sie schauten alle auf Chi-Chi und ich hatte ein mulmiges Gefühl. Auf dem halben Weg zu Lalas Haus, welches sich am Dorfrand befindet, fiel mir ein, dass ich meinen Vater auf dem Ganzen Weg noch nicht gesehen habe. Ist er aus dem Dorf geflüchtet oder ist er bei einem seiner Freunde. Egal was es ist, er ist gerade nicht hier und das ist gut so. Völlig in Gedanken rannten ich und Chi weiter in Richtung Lalas Haus.

Kurz vor jenem Haus hielt jedoch plötzlich einer der Bewohner Chi-Chi am Arm fest. Er versuchte sich loszureißen aber der Mann hielt ihn fest und brüllte etwas von einem Geist. „ER IST BESESSEN. HÖRT IHR MICH? DAS IST DER VERHEXTE JUNGE, VON DEM TUSKA SPRACH. ER IST DER GRUND FÜR UNSERE SCHLECHTEN ERNTEN! ER TREIBT UNS INS VERDERBEN!“ schrie er durch das halbe Dorf.

An diesem Punkt war es Chi-Chi Möglich sich loszureißen und ich nahm ihn an der Hand und rannte mit ihm zu Lalas Haus. Ich hämmerte an der Tür und rief: „Lala, bitte lasse uns rein, bitte!“. Sie öffnete die Tür so schnell sie konnte. Lala wirkte sehr überrascht und erschrocken zu gleich, Chi-Chi und mich zu sehen, aber ließ uns dennoch rein.

Ich schloss die Tür schnell hinter uns. Ich wollte nicht, dass dieser komische Mann uns folgt. Was meinte er überhaupt damit, dass Chi-Chi besessen sei. Obwohl Chi-Chi ein wenig merkwürdig ist, konnte ich nicht fassen, über was der Mann redete. Ich hatte aber wichtigeres zu tun als mir meinen Kopf über diesen komischen Mann zu zerbrechen, also folgte ich Lala in ihr Zimmer.

„Wieso besucht ihr mich heute Kinder?“ fragte sie während sie komisch Chi-Chi beäugte. Ich antwortete rasch in einem verzweifelten Ton: „Es geht um meine Mutter. Ihr geht es schlecht und hat Wunden überall. Sie stirbt vielleicht. Sie braucht Medizin. Bitte.“

Sie verstand es sofort aber ihre Augen waren noch fokussiert auf Chi-Chi, der eine ihrer Pflanzen anstarrte, als wäre sie von einer anderen Welt und würde Geheimnisse hüten, die wir nicht einmal zu verstehen hoffen könnten.

Sie wand sich dann jedoch von ihm ab und mischte ein paar Kräuter und Pflanzen, die ich meiner Mutter in Form eines heilenden Tees verabreichen sollte. Zuletzt sagte sie aber noch: „Dein Bruder, er ist verhext, von einem bösen, bösen, Geist. Du musst ihn hier lassen. Er bringt uns allen Unglück.“

Auf einmal wirkte sie angsteinflößend, als wäre sie plötzlich verrückt geworden. Sie versuchte Chi-Chis Arm zu packen, doch er

huschte hinter mich und ihn zog ihn mit mir aus dem Haus. Wir rannten so flink wir konnten nach Hause. Was war mit den Leuten los, dachte ich mir. Was hatten sie denn gegen Chi-Chi wunderte ich mich und mir wurde bewusst, dass ich ihn beschützen müsste. Als wir Zuhause ankamen stürmte Chi-Chi sofort in das Zimmer meiner Mutter. Er setzte sich an ihr Bett und hielt ihre Hand, während ich schnell den heilenden Tee zubereitete. Sobald er fertig war brachte ich ihn zu meiner Mutter und half ihr beim Trinken.

Ich hoffte er würde Wirkung zeigen, aber es war leider zu spät. Sie meinte Blut hustend: „Yoba nimm das. Dort lebt dein Onkel. Geh zu ihm. Er wird dir helfen.“ Und gab mir ein Stück Papier auf dem nur ein einziges Wort stand: HAMBURG. „Du musst ihn beschützen, versprich es mir. Bitte beschütze Chi-Chi“ flüsterte sie und brach zusammen.

Ich nahm sie in den Arm doch sie wachte nicht auf. Chi-Chi begann zu weinen und rannte in unser Zimmer. Ich hielt sie weiter im Arm und schüttelte sie in der Hoffnung, dass sie aufwacht doch sie schlief weiter und das würde sie für immer.

Die Furcht, die Wut, die Angst und die Trauer brodelten in mir und ich brach in Tränen aus.

Ich ging weinend zu Chi-Chi und nahm ihn in dem Arm. Wir blieben so für eine lange Zeit und es fühlte sich an als hätte die ganze Welt um uns herum gestoppt und würde nun langsam zusammenfallen.

#### 4.

Plötzlich öffnete sich die Tür und zwei Männer unseres Dorfes kamen in unser Haus. Sie redeten etwas von einer Zeremonie und über Chi-Chi, aber mehr verstand ich nicht. Schnell fanden sie uns in unserem Zimmer, aber ich stellte mich vor ihn und versuchte ihn zu beschützen, doch sie stießen mich beiseite. Ich fühlte mich erneut hilflos und verzweifelt.

Ich fiel und stieß meinen Kopf an meinem Bett und die Welt vor meinen Augen begann zu verschwinden. Ich sah nur noch wie die zwei Männer Chi-Chi mitnahmen.

Als ich wieder aufwachte, blickte ich verwirrt um mich und merkte, dass es bereits Nacht war. Ich fragte mich was passiert war, doch die Erinnerungen an den Horror, den ich erfahren hatte, schossen mir schnell ins Gedächtnis.

Ich wusste, ich muss Chi-Chi retten, aber dazu musste ich ihn erstmal finden. Deshalb rannte ich aus dem Haus und sah es sofort. Eine riesige Zeremonie fand in der Mitte des Dorfes statt. Ich stürmte dort hin so schnell ich konnte, denn ich erinnerte mich daran, dass die zwei Männer etwas über eine Zeremonie sprachen, aber was würden sie Chi-Chi antun.

Ich zwang mich durch die Meute und dort sah ich Chi-Chi. Er wurde festgehalten von zwei Männern. Hinter ihm war ein großes Feuer und ein komischer Mann stand neben ihm. Es hingen alle möglichen Knochen und Federn an seiner Kleidung. Vielleicht war er einer dieser Voodoo-Priester?

Trommeln und andere Instrumente wurden gespielt. Um ihn herum tanzten Männer und Frauen, die bunte, mit Federn verzierte Gewänder trugen.

Von allen Menschen die ich dort sah, fiel mir jedoch als nächstes mein Vater auf, welcher hinten am Feuer stand und in in irgend einer dunkelroten Flüssigkeit rumrührte. Er war jedoch nicht meine größte Sorge, da ich Chi-Chi irgendwie da rausbekommen musste.

Er weinte und versuchte abermals sich loszureißen, aber er schaffte es nicht. Auf einmal begann der Voodoo-Priester er, etwas aus einem Buch, laut vorzulesen und auf einmal hielt. Chi-Chi still. Die Tänzer und die Musik stoppten auch ihren Akt.

Er lief im Kreis um ihn rum und las etwas aus dem Buch, in einer Sprache die ich nicht verstand, vor. Nachdem er 2 Runden um Chi-Chi gelaufen war, stoppte er und züchte ein großen Messer. Es hatte einen komisch verzierten Griff und verschiedene Einkerbungen in der Klinge. Ich konnte mir ausmalen was er damit vorhatte, aber ich wollte es nicht zulassen.

Also stürmte ich auf Chi-Chi zu, um ihn irgendwie zu befreien, doch es war nutzlos, da zwei Männer mich zurückhielten, während ich schauen musste, wie sie Chi-Chi sein Oberteil abnahmen und der Voodoo-Priester ein komisches Symbol in Chi-Chis Brust. Dann stand mein Vater auf und überreichte im die nun warme, rote Flüssigkeit. Da ich es nun von der Nähe sehen konnte, merkte ich, dass es Blut war. Der Voodoo-Priester nahm das Blut in seinen Hände und reihte es auf Chi-Chis Brust. Ich wusste nicht was ich tun sollte. Ich weinte und schrie einfach nur. Gerade hatte ich meiner Mutter noch versprochen, dass ich ihn beschützen werde und jetzt passiert das. Ich wunderte ob ich Chi-Chi je beschützen konnte.

Die Zeremonie schien beendet zu sein und unser Vater nahm uns mit nach Hause. Ich versuchte mich seinem Griff zu entreißen, aber es nützte nichts. Wie könnte er so etwas Grausames zulassen, fragte ich mich die ganze Zeit. Zuerst meine Mutter und dann mein Bruder.

Zuhause angekommen ging er sofort in das Zimmer meiner Mutter und auch er brach in Tränen aus, als er sah was er angerichtet hat. Ich dachte noch ein letztes Mal an die Zeit zurück, in der ich mit meiner Mutter und Chi-Chi die Abende verbrachte. Ich dachte in die Zeit zurück, in der ich immer durch unser Dorf wanderte und alles bestaunte. Nun ist das alles Weg. Ich schaute Chi-Chi an, welcher in seiner Eigenen Welt zu sein schien.

Ich wusste nicht ob er jemals besser werden für ihn werden würde, aber hier würde es nur schlimmer für ihn werden. Also packte ich ihn am Arm, wir zogen uns an und wir rannten für immer davon.

## 46.

„Das kann doch nicht wahr sein. Wir können ihn doch nicht einfach zurücklassen? Nach all seinen Schicksalsschlägen“, sagte Julian bestürzt.

„Ich weiß, aber so läuft das nun mal“, erwiderte Adria.

Julian sah bedrückt auf den mageren Jungen, der vor ihm auf der Pritsche in der Krankenstation lag. Seine Gedanken kreisten umher. Er zitterte immer noch am ganzen Leib, nur seine Tränen waren mittlerweile getrocknet.

Während Adria ihn bedauernd ansah, rannte er plötzlich los. Raus aus der Krankenstation. Zu dem Münztelefon, welches er gesehen hatte, als er mit Adria und Luigi das Flüchtlingslager betreten hatte.

Mit zitternden Händen wählte er die Nummer seiner Mutter. Nach dem zweiten Klingeln ertönte ihre erwartungsvolle Stimme: „Wegmann Dottore, wer ist da?“

„Mama, ich bin's Julian. Und ich brauch deine Hilfe“

„Was ist los? Geht es dir gut?“, fragte die Mutter besorgt.

Julian antwortete kurz angebunden: „Ja alles gut. Lampedusa, Flüchtlingslager. Komm bitte schnell.“

Das Motorgeräusch eines näherkommenden Taxis ertönte und verstummte erst, als das Auto neben Julian hielt. Julian saß zusammengesunken auf einem Stein am Eingang des Flüchtlingslagers und starrte resigniert vor sich hin.

Die Türen des Taxis öffneten sich und Julians Familie stieg aus.

Die Mutter erblickte Julian sofort und rannte auf ihn zu. Sie schrie los: „Sag mal, bist du komplett irre? Uns so einen Schreck einzujagen. Weißt du...“ Weiter konnte sie nicht reden, da sie in Tränen ausbrach, welche ihre Stimme ersticken. Sie umarmte ihren Sohn fest, liebevoll, aber doch bestimmt.

Aus den Augenwinkeln sah Julian seinen Vater und seine Schwester Frederike näher kommen. Julian wusste, dass er seiner Familie alles erklären musste. Er spürte die Neugier seiner Familie und ihre herausfordernden Blicke.

Also begann er von Anfang an zu erzählen. Von der ersten Begegnung mit Adria bis zu ihrem gemeinsamen Ausflug nach Lampedusa.

„Und so kann man sagen, dass allein ein Tagebuch der Grund ist, weshalb wir hier sind“, beendete Julian seine Erklärung.

Traurigkeit und Ungläubigkeit zugleich mischten sich in die Blicke der Familie.

„Oh. Mein. Gott. Warum hast du mir davon nichts erzählt? Du weißt doch, ich liebe den neusten Gossip.“, sagte Frederike beleidigt.

Der Vater erwiderte bestimmt: „Frederike, bitte. Hast du etwa nicht zugehört? Der arme Junge hat so viel durch gemacht. Er hat alles verloren, nicht zuletzt seinen Bruder. Und das Einzige, was dich interessiert, ist, dass du auf dem neuesten Stand bist.“

Frederike starrte gekränkt auf den Kiesweg und scharfte mit ihrem Fuß die Steine auseinander und wieder zusammen.

## 47.

Als die Familie die Krankenstation betrat, kam ihnen Adria schon entgegengeläufig. Erleichtert umarmte sie Julian und legte ihren Kopf auf seine Brust.

Die beiden lösten sich wieder voneinander und Adria drehte sich zu Julians Familie.

„Scusi, hallo, ich bin Adria.“

Verblüfft schauten sich die Eltern an. Julians Mutter bekam als erstes ein Wort heraus: „Hallo ich bin Dottore Wegmann, mein Mann Klaus Wegmann und meine Tochter Frederike.“

Sie schenkte Adria ein warmherziges Lächeln, während Julians Vater ihr zur Begrüßung die Hand schüttelte.

„Sollen wir los?“, fragte Julian.

Das erste was man in dem Krankenzimmer sah, war das viel zu große Bett in einem zu kleinen Raum. Die Wände, die vermutlich einmal strahlend weiß gewesen sein mussten, waren mittlerweile vollständig vergilbt. Der Boden war mit Kacheln ausgelegt, welche auch schon bessere Jahre erlebt hatten. Links neben dem übergroßen Bett war ein Waschbecken angebracht. Aus dem Wasserhahn tropfte Wasser, das sich im Becken sammelte.

Ein schmerzerfülltes Stöhnen lenkte die umherschweifenden Blicke wieder in die Richtung des Bettes. Dort lag ein kleiner, abgemagerter Junge, welchen man fast übersehen könnte, wenn sich sein dunkler Hautton nicht von der tristen Einrichtung des Zimmers abheben würde.

Julian blickte zu seiner Mutter, die schockiert und mit Tränen in den Augen den Jungen anstarrte. Als der Junge erneut einen Laut von sich gab, löste sie sich aus ihrer Starre und begab sich in Richtung des Bettes.

Dottore Wegmann setzte sich auf die Kante des Bettes und drückte die knöchrige Hand des Kindes, dabei bedacht die Schläuche, welche aus seinen Venen hingen, nicht zu berühren.

„Ist das Chioke?“, fragte sie.

„Ja, das ist er, aber er wird meist Chi-Chi genannt.“, erwiderte Adria.

Danach war es wieder still im Raum, das einzige Geräusch war der tropfende Wasserhahn.

## 48.

Julians Mutter ließ langsam Chiokes Hand los. Sie atmete hörbar ein, als ihr Blick auf die große Narbe, welche auf der nackten Brust prangte, traf. Sie stand auf und entfernte sich wieder von dem Bett.

„Oha“, Frederikes Stimme durchbrach die Stille, „das ist echt krass, wie grausam. Voll das Apocalypto Feeling. Wisst ihr, der Film mit den Sklaventreibern und den Angriffen und so. Können wir den mit nach Hause nehmen? Dann werden wir zu Spider-Man, als Retter aller Menschen.“

„Frederike!“, zischte der Vater.

„Man, Papa. Ich meine das ernst. Er könnte es voll gut bei uns haben. Schau mal, wie er aussieht. Wenn er zurückgeschickt wird, wie Julians es erzählt hat, hat er niemanden und ist komplett hilflos. Wenn er das alles überhaupt überlebt.“

Klaus Wegmann schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Klaus, sie hat Recht. Er überlebt das nicht alleine.“, fügte die Mutter leise hinzu.

Betretendes Schweigen erfüllte den Raum.

„Ich weiß nicht Dottore. Was können wir denn für ihn tun?“, erwiderte er.

Julian und Adria wechselten einen verstohlenen Blick. Adria schaute ihn wissend und gleichzeitig fragend an.

„Mama, Papa. Ich finde, wir sollten ihn mit nach Hause nehmen, für ihn da sein. Wir sollten ihn adoptieren. Er hat alles verloren und wir haben die Möglichkeit, ihm vieles wiederzugeben, was er verloren hat.“, rief Julian aus.

Frederike quiekte begeistert neben ihm auf.

Die Blicke der Eltern trafen sich.

## 49.

Klaus Wegmann setzte den Stift an und setzte seine Unterschrift auf das Dokument.

Im Saal herrschte Totenstille, das einzige Geräusch, das man hörte, war das Kratzen des Stiftes auf dem Papier.

Der Stift wurde zur Seite gelegt und man hörte das Zurückrücken vieler Stühle. Ein Lächeln war auf den Gesichtern vieler zu sehen.

Der Vater ging zurück zu seiner Familie und nahm die Hand seiner Frau.

Zu fünft verließ die Familie den Saal.

## Epilog

Hallo, ich bin Chioke, Chioke Wegmann.

Ich lebe in Hamburg und komme aus Afrika.

Ich habe das Glück, dass ganz besondere Menschen in mein Leben getreten sind. Menschen, die mir gegeben haben, was ich mir nicht hätte erträumen können.

Sie ermöglichten mir eine qualifizierte Schulausbildung, eine Therapie und noch vieles mehr. Durch ihre Unterstützung lernte ich, mit meiner Vergangenheit umzugehen und viele meiner Traumata zu bewältigen.

Mittlerweile studiere ich und möchte Kindern, welche meine Vergangenheit teilen, helfen. Ich möchte sie unterstützen und versuchen, ihnen das zu ermöglichen, was mir geschenkt worden ist.

Ich möchte mich nochmal für alles bedanken.

Bei meiner Schwester Frederike, bei meinem Bruder Julian und bei meinen unendlich tollen und wertvollen Eltern.

Und danke Yoba, dir verdanke ich alles.

In Liebe

Chi-Chi